

# Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634332>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER EWIGE TRAUM

ROMAN VON CAREN

30. Fortsetzung

Vielleicht wäre alles nur ein Missverständnis, sagt' ich ihm und wenn Herr Raffal sich entschliessen könnte, den Herren vom Konsortium klipp und klar zu beweisen, worauf sein Verfahren eigentlich beruht, dann würde die Klage sicher zurückgezogen werden. Aber darauf hat er hartnäckig nicht angebissen. Und als ich dann darauf zu sprechen kam, dass doch schliesslich schriftliche Unterlagen für die Erfindung existieren müssten, da hat er nur ganz treuherzig gelächelt und gesagt, er wäre ein einfacher Mann und der Herr Raffal hätte ihn nie in seine Geheimnisse eingeweiht, sondern ihn bloss hin und wieder zu Handlangerdiensten gebraucht. Ich wusste ja, dass das Schwindel ist, und habe mir gedacht, ich will es andersrum anfangen. „Schade“, sag' ich zu ihm, „wirklich schade, dass man Ihrer Freund nicht helfen kann. Ein so interessanter Mensch! Sie müssen mir wenigstens noch ein bisschen von ihm erzählen, ich hab' eine Schwäche für exzeptionelle Menschen. Ich darf Sie doch zu einem Aperitif einladen? Nur ein paar Sekunden, ich zieh' mir bloss rasch ein Kleid an.“ Und dann hab ich mich hinter der Schranktür umgezogen. „In jedem Mann ist ein Kind und das will spielen“, dachte ich mir mit Nietzsches schönem Wort. Aber was soll ich Ihnen sagen? Es ist unglaublich, was so einfache Leute oft für ein feines Taktgefühl haben. Jeder andere hätte sich doch die Situation natürlich zunutze gemacht. Aber dieser Sarda, dieses schlichte Herz — weinen hätt' ich können vor lauter Rührung — die ganze Zeit, ich hab' ihn natürlich beobachtet, die ganze Zeit ist er brav am Fenster gestanden, mit dem Rücken zum Zimmer und...“

„Bloss keine dichterischen Umschreibungen“, sagt Lussac ziemlich übellaunig und kippt seinen Pernod hinunter. „Ihr Ritter ohne Furcht und Tadel hat eben nicht gewollt. Und sogar auch kein Geld, also?“

„Geld?“ sagt die Baronin in beinah verächtlichem Tonfall. „Gold hab' ich ihm gezeigt, im Schaufenster von Vare Clerf, gleich neben dem Kasino. Mir selber wird immer ganz schwindlig, wenn ich davorstehe — und „schauen Sie sich das an, Herr Sarda“, sag' ich zu ihm, „alles was hier liegt, könnte Ihnen gehören — wenn Sie wollten. Sie könnten Ihr Glück machen und dabei vielleicht noch Ihrem Freund einen Dienst erweisen.“

Einen Augenblick ist er ganz still gewesen und ich hab' schon geglaubt — statt dessen — „Schönen Dank, Frau Baronin“, sagt er ganz ruhig und zieht höflich den Hut, aber jetzt muss ich den Omnibus da nehmen, sonst hab' ich in Menton keinen Anschluss mehr.“ Und weg ist er. Ein grossartiger Charakter — wie von Racine gradezu!“

Aber Lussac scheint ihre moralischen Hochgefühle keineswegs zu teilen. „Verdammte Narretei“, murmelt er vor sich hin, was sich möglicherweise auf André Sarda bezieht und klappt seine goldene Zigarettendose so energisch zu, als ob er die Sitzung aufheben wollte.

Da aber tritt gerade der kleine rot und schwarz uniformierte Chasseur an den Tisch und meldet mit schreiendem Geflüster, dass draussen in der Garderobe ein Chauffeur wäre, der dem Herrn Baron etwas auszurichten hätte. Lussac runzelt nervös die Brauen, als ob er von diesem Intermezzo wenig erbaut sei, steht aber dann doch auf und geht langsam hinaus.

Als er nach ein paar Minuten wieder zurückkommt, sieht



## Winterjungtäg

Wo ds Bosathorn tönt, im Winterwald,  
Wo d'Bäum i'r Sonne träume;  
U d'Schneehäng lüchte, tief u halt,  
Bliht niemer gärn deheime.

S'zieht alles na de Bärge zue,  
Mit Schi, uf Grat u Weide.  
Mir finde dert, i freier Ruch,  
Die schönste Winterfreude.

(C. Oesch)

Man erinnert sich noch gut an die furchtbare Brandkatastrophe, die am 24. August des vorletzten Jahres das kleine Dörflein Trans (Truns) im Domleschg, halbwegs zwischen Chur und Thusis, heim-suchte. Das Feuer, das durch die Unvorsichtigkeit spielender Kinder in einer Scheune ausgebrochen war, verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit und hatte in-nerhalb weniger Minuten das ganze Dorf er-fasst, da die Häuser sehr nahe zusammen-standen und vollständig aus Holz gebaut waren. In kurzer Zeit waren fast sämtliche Gebäude mit allem Hab und Gut der Be-wohner niedergebrannt; einzig die Kirche und einige wenige umstehende Häuser blieben durch ihre Distanz zum übrigen Dorf verschont. Die von den Feindern her-beiziehenden Bauern fanden nur noch rau-chende Trümmerhaufen, denn das Spritz-zenhäuschen stand als eines der ersten in

Flammen, ehe jemand das Dorf erreichten konnte. Glücklicherweise forderte das Un-glück keine Menschenopfer, und die Trans-er mussten sich nur mit dem Verlust ihrer ohnehin schon kläglichen Habe ab-finden. Die Lage der bedauernswerten Leute gestaltete sich durch das Herandrücken des Winters recht bedenklich, sofortige Hilfe tat not. Bund und Nation sorgten zunächst für die dringendsten Bedürfnisse, für eine ausreichende Unterzucker für Menschen und Tiere. Mit rasch erteilten Militär-baracken mussten sich die Transer für den Winter und den nächsten Sommer begnügen; bequem waren diese provisorischen Wohnungen allerdings nicht, und der Kammeradschaftsgeist der Leute wurde oft auf eine harte Probe gestellt. Man wartete natürlich nicht lange mit dem Beginn der Wiederaufbauarbeiten,

denn auf die Dauer konnte man ja die Transer nicht in den Holzbaracken zusam-menpacken. Bei der Erstellung der Pläne nahm man in erster Linie darauf Bedacht, eine Wiederholung derartiger Katastrophen zu verunmöglichen, aber auch den hygieni-schen Forderungen der modernen Woh-nungseinrichtungen gerecht zu werden. So unternahmen die Transer als erstes eine Güterzusammenlegung, damit die neuen Wohnhäuser in grosseren Abständen voneinander gebaut werden können, so dass in Zukunft ein Brand auf ein einzelnes Ge-bäude beschränkt werden kann. Sodann ist vorgesehen, in jedem Haus eine Wasser-leitung einzurichten, denn bisher besass das ganze Dorf nur einen einzigen Brunnen, an dem die Leute das benötigte Wasser in Eimern holen mussten. Gleichzeitig sollen die einzelnen Wohnungen geräumiger und luftiger werden; man will keine Höhlen



Der Bauplatz, wo das Holz aus den umliegenden Wäldern zersägt und gehobelt wird. Rechts ein typischer Bündner Karren, wie sie dort gebräuchlich sind.

# Trans im Wiederaufbau

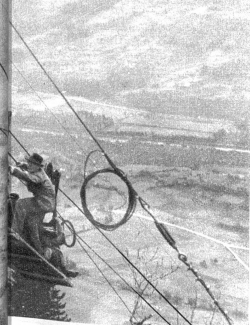


Die Kirche von Trans, die von der grossen Feuersbrunst verschont geblieben war. Daneben eines der ebenfalls erhaltenen Wohnhäuser und im Vordergrund drei behelfsmässige Not-hütten für Heu und Werkzeuge. Rechts: Der Gemeindepräsident geht zum Brunnen, um Wasser für das Haus oder den Stall zu holen. Er ist zufrieden, dass das Dorf wiedererstanden wird, und dass er nachher das Wasser im eigenen Haus haben wird.

er noch um einige Schattierungen finsterner aus als zuvor „geradezu gefährlich“, denkt die Baronin mit angenehmem Grinsen. „Etwas Ärgerliches?“ fragt sie fast zärtlich besorgt. Lussac antwortet zunächst nicht, sondern kaut nur ver-bissen an seiner Unterlippe. Endlich sagt er knurrend: „Dass man selbst mitten in der Nacht nicht seine Ruhe haben kann! Immer dieser blinde Eifer, als ob man schlechte Nachrichten nicht noch früh genug bekäme. Wissen Sie, was mir der Mann gesagt hat? Dass die den Raffal morgen aus der Untersuchungshaft entlassen werden. Der Blanchard soll irgendwie die Kautionsverschaffung haben. Jetzt ist der Saustall fertig. Fein stehen wir da! Nie wird man die Papiere jetzt mehr bekommen.“ Die Baronin schweigt zunächst, um den Zorn ihres Freundes nicht auf ihr eigenes mehr oder minder unschul-diges Haupt zu lenken. Dann meint sie mit sanftem Vor-



Die primitive Seilbahn, mit der die Baumaterialien ins Dorf befördert werden. Es ist zwar bei hochem Wasserstand verboten, sie zur Personenbeförderung zu benutzen. Unten links: Die vier Schüler des Transer Schulmeisters hat noch nie mehr abgehe-ten. Unten rechts: Der Herr Lehrer beim Mischen, er ist Landwirt, wie alle anderen Bewohner von Trans. Als erster entdeckte er die Feuerspürprobe.



Ins Dorf befördert werden. Es ist zwar bei hochem Wasserstand verboten, sie zur Personenbeförderung zu benutzen. Unten links: Die vier Schüler des Transer Schulmeisters hat noch nie mehr abgehe-ten. Unten rechts: Der Herr Lehrer beim Mischen, er ist Landwirt, wie alle anderen Bewohner von Trans. Als erster entdeckte er die Feuerspürprobe.

wurf: „Unbegreiflich, dass unser lieber Graf das nicht hat verhindern können — bei seinen Verbindungen!“ „Seine Verbindungen!“ schnaubt Lussac wütend. „Meine eigenen Verbindungen haben uns bei der ganzen Sache weit-aus mehr genützt. Auf den Grafen ist überhaupt kein Ver-luss. Wenn ich nicht gewesen wäre...“ Er vollendet den Satz doch lieber nicht, sondern versinkt in eine so eindrucksvolle Pose tiefen Nachdenkens, dass die Baronin ihn nicht zu stören wagt. Aber plötzlich kommt ihr eine Erleuchtung. Sie legt ihren Freund beschwörend die Hand auf den Arm und als er missmutig fragend aufblickt, sieht sie ihm mit bedeu-tungsschweren Blick in die Augen. „Ich glaube, ich hab's“, sagt sie fast flüsternd. „Wenn die Papiere nirgends sonst zu finden sind — am Ende trägt er sie einfach bei sich?“ Lussac schneidet eine verächtliche Grimasse.

„Lächerlich, die Papiere wären ihm doch bei seiner In-haftnahme abgenommen worden. Die Tasche werden doch durchsucht. Man sieht, Sie haben keine rechte Erfahrung auf diesem Gebiet.“ Aber seine Partnerin gibt sich nicht geschlagen. Ihre Antwort klingt sogar beinahe überlegen. „Natürlich doch nicht so in der Tasche, meine ich, son-dern... Ich hab' das gerade gestern in einem Spionagefilm gesehen. Vielleicht ins Futter seines Jacketts eingenäht, meine ich. Es gibt ganz dünnes Papier, das gar nicht knistert. Und im übrigen kann man ja auch auf irgendeinem anderen Stoff schreiben, auf dünner Seide zum Beispiel. Sie wissen doch, in China hat man schon vor tausend Jahren...“ Lussac unterbricht den drohenden Exkurs über osten-tatische Kunst mit einer ungeduldrigen Handbewegung, die sie zum Schweigen bringt. Er startet vernonnen ins Leere, ohne zu bemerken, dass eine überreife Engländerin an-

deren letzten Erwerb in einer kargen Landschaft besteht. Bund und Kanton leisten je einen Beitrag von 30 Prozent, ein Teil des Schadens wurde durch die Brandversicherung gedeckt und den Rest hat die Gemeinde selbst zu tragen. Für-wahr keine geringe Belastung für ein Bergdörflein! Während der Woche herrscht in Trans reges Leben; zu den ungefähr 50 Ein-wohnern gesellen sich etwa 40 Bauarbeiter, die seit dem Ausbruch der Katastrophe die Architekten stehen. Ein kleines Baracken-dorf hat sich am Rande des alten Trans gebildet, in dem die Transer selbst und die Arbeiter in einem freundschaftlichen Ver-hältnis leben. Neben den Schlafbaracken gibt es eine mächtige Kantine, wo die Zim-merleute und Maurer essen und den Feier-abend in gemütlichem Beisammensein ver-bringen; die meisten von ihnen kommen aus den benachbarten Tälern und kehren am Sonntag zu ihren Familien zurück; aber auch die Bewohner von Trans helfen an Wiederaufbau ihres Dorfes wacker mit, wenn sie nicht gerade mit den Feindern beschäftigt sind. Trans ist nicht sehr kinderreich, aber auch diese wenigen Kinder brauchen ihre Schul-bildung; deshalb hat man in einer der Bar-acken ein Schulzimmer eingerichtet, in welchem der Lehrer seine vier Schüler, einen Knaben und drei Mädchen, unterrich-tet. Daneben ist der Lehrer aber auch Landwirt, und unser Reporter traf ihn ge-ladene auf den Miststokk führte. Er war an jenem Unglückstag der erste, der auf den Ackern draussen die Pflanzent-deckte und zum Spritzenhäuschen eilen wollte; aber der Weg war ihm bereits durch das Feuer unüberwindlich, und so musste er ohnmächtig der Vernichtung sei-nes Dorfes zusehen. Aber er ist froh, dass er und seine Mitbürger nun schöne und saubere Heimstätten erhalten werden, in denen seine kleinen Schüler besser ge-halten können als in den muffigen und fin-sternen Zimmern der alten Häuser. Die Katastrophe von Trans war be-stimmt ein grosses Unglück und der Ver-lust vieler Güter unwiderrücklich; da das Feuer aber kein menschliches Opfer for-derte, betrachten es wenigstens die ein-sichtigen Transer auch als ein Segen, der ihnen die Wohltat gesunder und schöner Wohnungen bringen wird. Und in diesem Sinn war das Unglück gar nicht so gross, wie es von der rein materiellen Seite ge-sehen zunächst scheinen möchte. Nach-dem der erste Schrecken überwunden war, freuen sich die Transer nun um so mehr auf ihr neues, schmückes Dorf, auf ihre hellen und geräumigen Wohnungen, in denen Luft und Sonne Heimatrecht genießen werden. Kue.



Nebentisch sich durch diesen langen Blick angenehm betroffen fühlt. Dann pfeift er leise durch die Zähne.

„Gar nicht so dumm“, sagt er mit nachlässiger Anerkennung und schenkt der geschmeichelten Baronin ein gönnerhaftes Lächeln. „Gar nicht so dumm! Man müsste nur eben Gelegenheit haben, ihn in aller Ruhe gründlich zu durchsuchen.“

Wieder versinkt er in längerem Nachdenken. Dann stösst er plötzlich mit einer entschlossenen Bewegung seinen Stuhl zurück und sieht nach der Uhr. Er scheint es auf einmal ungemein eilig zu haben. „Muss mal gleich noch einen wichtigen Gang erledigen“, wirft er rasch der Baronin hin, die diesen überstürzten Aufbruch etwas kränkend findet. Aber sie ist geistesgegenwärtig genug, ihn noch wenigstens sanft an die Rechnung zu mahnen, die er vor lauter Eile um ein Haar vergessen hätte.

## 22.

Der Nachrichtendienst des Barons Lussac hat durchaus zuverlässig gearbeitet. Mehr als der halbe Tag geht zwar noch mit allerlei Formalitäten hin, aber kurz nach fünf Uhr kann Maître Blanchard, glücklich über den raschen Erfolg seiner Schritte, den gegen Kautio n aus der Haft entlassenen Untersuchungsgefangenen Dominik Raffal im Büro der Verwaltung abholen und durch einen Seitenausgang zum Auto bringen. „Die Reporter und Photographen vor dem Hauptportal können lange lauern“, sagt er mit beinahe jungenhafter Schadenfreude, während er den Motor anspringen lässt. „Ich denke, Sie kommen jetzt gleich mit mir in meine Privatwohnung, damit wir alles weitere bei einer Tasse Tee in Ruhe miteinander besprechen können. Im Büro wären wir doch nicht vor Presseleuten sicher.“

Raffal muss sich einen kleinen Ruck geben, um die freundliche Einladung mit ein paar höflichen Worten anzunehmen. Am liebsten möchte er jetzt überhaupt keinen Menschen sehen, aber schliesslich kann man nicht gut ablehnen.

In der wohlthuend gepflegten Atmosphäre des Hauses beginnt die krampfhaft Angespanntheit seiner Nerven sich allmählich zu lockern.

Und als er sich dann zu Blanchard an den Schreibtisch setzt, wo schon ein dickes Aktenkonvolut aufgeschlagen liegt, fühlt er, dass sein Kopf plötzlich wieder freier und klarer arbeitet.

Der Maître bemerkt mit freudiger Überraschung die wohlthätige Veränderung im Wesen seines Klienten und überlegt im stillen, ob er nicht gleich diese gute Stunde benutzen soll, um eine Aussprache zwischen Raffal und Ariel Caliga herbeizuführen. Aber als er nur ganz nebenbei diesen Namen erwähnt, geht in Raffals Gesicht eine merkwürdige Veränderung vor, etwas wie eine plötzliche Versteinerung, so dass es geraten erscheint, dem Gespräch rasch eine andere Wendung zu geben. Es ist sowieso nicht ganz einfach, Raffal auf diplomatische Weise von der Frage abzulenken, woher die Kautio n für seine Freilassung eigentlich gekommen ist. Aber es gibt zum Glück so vielerlei anderes, worüber zu reden ist. Sehr wichtig zum Beispiel wird es sein, dass Raffal die Möglichkeit erhält, wieder sein Laboratorium zu benutzen, das noch immer versiegelt ist. Nur für die Wohnräume hat sich schon damals gleich nach dem Einbruch die Aufhebung der gerichtlichen Beschlagnahme erreichen lassen. Wenn, wie zu befürchten, die gestohlene Quarzampulle unauffindbar bleibt, muss Raffal sich sofort an die schwierige Arbeit machen, eine entsprechende Quantität seines Elements neu herzustellen, um vor gerichtlichen Sachverständigen sein Verfahren demonstrieren zu können.

Es geht schon auf Acht, als die Beratung schliesslich beendet ist. Aber als der Erfinder sich rasch verabschieden will, hält ihn Blanchard zurück.

„Wollen Sie wirklich noch heute abend nach der „Alten Mühle“ hinaus?“ fragt er etwas besorgt. „Sie haben doch wahrscheinlich keine Verbindung mehr von Menton?“

Raffal zuckt die Achseln. „Macht nichts, ich bin den Weg schon oft zu Fuss gegangen. Knapp dreiviertel Stunden.“

Blanchard schüttelt bedenklich den Kopf und schaut zum Fenster, an dem gerade ein paar schwere Regentropfen aufschlagen.

„Das wird ein Hundewetter“, sagt er und überlegt dabei, dass es auch abgesehen vom Wetter für Raffal vielleicht einermassen riskant sein könnte, den Weg so allein bei stockfinsterner Nacht zu machen. „Wenn Sie in unserm Fremdenzimmer übernachten wollen —“

Aber Raffal will nichts davon hören. Er hat es eilig heimzukommen, wenn ihn auch niemand heute erwartet, denn der Junge ist natürlich noch bei André und bisher ist keiner von beiden verständigt worden.

Schliesslich aber gelingt es Blanchard, seinen Klienten zu einem „Vergleich“ zu überreden, wie er lachend sagt:

„Wir essen noch rasch hier zu Abend, und dann fahre ich Sie mit dem Wagen selber zur „Alten Mühle“ hinaus.“

„Ich weiss wirklich nicht, wie ich Ihnen für all Ihre Freundschaftlichkeit danken soll, Maître“, sagt Raffal in einem vor innerer Bewegung beinahe etwas feierlichen Ton. Aber Blanchard schüttelt lachend den Kopf.

„Alles nichts als beruflicher Ehrgeiz. Sie sind der interessanteste Fall meiner ganzen Praxis. Wenn Sie jetzt noch fünf Minuten meiner Frau Gesellschaft leisten wollen. Ich packe nur eben die Akten zusammen.“

Und damit drängt er seinen Gast freundlich zur Tür, um dann, rasch an den Schreibtisch zurückgekehrt, die Nummer des „Hotel des Etrangers“ zu verlangen, wo Ariel Caliga schon lange auf seinen Anruf wartet.

Seit sechs Uhr sitzt sie vor dem kleinen Tisch in ihrem Hotelzimmer und starrt abwechselnd auf die Uhr und auf den Telephonapparat, der hartnäckig stumm bleibt. Einmal läutet er, aber da ist es eine falsche Verbindung. Und als endlich, endlich ein paar Minuten vor Acht der ersehnte Anruf kommt, ist es eine Enttäuschung.

Sie hört es gleich an dem etwas befangenen Ton, in dem Blanchard spricht. Ja, er habe zwar seinen Klienten jetzt wesentlich ruhiger gefunden — nicht mehr so teilnahmslos. „Es sah beinahe so aus, als ob man vielleicht den Versuch machen könnte, Sie mit ihm zusammenzubringen. Aber schon die ganz beiläufige Erwähnung Ihres Namens ergab eine so heftige, wenn auch nur mimische Reaktion, dass —“

Die Stimme am Telephon stockt und Ariel unterbricht rasch dies bedauernde Zögern.

„Gut“, sagt sie in einem erzwungen festen Ton, „gut — oder vielmehr schlimm. Jedenfalls also bleibt Ihrer Meinung nach nichts anderes übrig, als noch weiter abzuwarten, ein paar Tage oder —“ das klingt nun doch fast wie ein Verzweiflungsschrei — „ein paar Wochen oder — — —“

Sie hört nur noch mit halbem Ohr, dass die Stimme am Telephon ihr ermutigend zuspricht. „Sie können ganz ruhig sein, ich werde tun, was ich irgend kann. Ich fahre ihn heute abend noch selber zur „Alten Mühle“ hinaus. Vielleicht finde ich unterwegs irgendwie leichter Zugang zu ihm.“

Dann ist das Gespräch zu Ende und Ariel sitzt wieder mit starren Augen vor dem verstummten Apparat, der sie in seiner gleichgültigen, vernickelten Korrektheit höhnisch anfunkelt wie ein böses, verstocktes kleines Tier. Sie muss sich abwenden, um nicht mit der Faust danach zu stossen. Sie springt auf und beginnt im Zimmer auf und ab zu laufen, mit langen, rastlosen Pantherschritten, als ob sie sich selber davonlaufen möchte. Wenn wenigstens Yvo jetzt da wäre.

(Fortsetzung folgt)

**Bierquelle**

Casino